

9)

(Nachdruck verboten.)

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Der ganze Unterricht am Abend ging selbstverständlich im geheimen vor sich, und eines Tages sagte mir die Lehrerin, Frau Kusmin, daß sie ihre geheime Abendklasse einem anderen übertragen müsse.

„Gegen mich ist noch kein Verdacht aufgetaucht. Ich bin professionelle Lehrerin, habe ein gutes Zeugnis und kann mit Leichtigkeit eine Erlaubnis für offizielle Abendkurse erhalten. In dieser Weise kann ich unter meinen Schülern unauffällig Umschau nach den begabtesten und zur Propaganda geeignetsten halten. Ihnen würde ich auch den Rat geben, sich um irgend eine Stellung hier in der Stadt zu bemühen, denn es könnte doch Verdacht darüber entstehen, was Sie hier tun und treiben.“

Da für mich in Tula nicht viel zu tun war, weil die revolutionäre Tätigkeit eingeschränkt werden mußte und man nur sehr langsam und vorsichtig vorgehen konnte, so beschloß ich, meine Bekannten in Moskau aufzusuchen, um zu sehen, ob ich dort nicht arbeiten könnte. Ich hatte den Plan gefaßt, mir mit einem Teil meines Geldes eine Leihbibliothek zu kaufen und in dieser Weise nach außen hin eine gesellschaftliche Stellung zu gewinnen. Nebenbei konnte ich ja immer noch für die Revolutionäre tätig sein.

Ich reiste also nach Moskau und besprach meinen Plan mit meinen Bekannten; sie billigten ihn, sagten aber, daß Moskau dazu nicht geeignet wäre, denn erstens seien die Bibliotheken dort viel zu teuer, und zweitens müßte ich eine Erlaubnis der Polizeibehörde haben, wobei ich doch auf Schwierigkeiten stoßen könnte.

„Gehen Sie lieber nach einer andern großen Stadt, Odessa oder Charkoff, dort können Sie Ihren Plan besser ausführen. Wissen Sie übrigens, daß Nadeschkin geflohen ist? Er ist jetzt im Kaukasus und hat seine revolutionäre Arbeit wieder aufgenommen.“

Das war für mich eine hocherfreuliche Nachricht.

Bei meinem Aufenthalt in Moskau lernte ich einen bedeutenden Theoretiker, Abramoff, kennen, der später mein Freund wurde und mit dem ich lange Zeit zusammen arbeitete, d. h. eigentlich nicht so sehr mit ihm, wie mit seiner Frau Anna Michailowna. Davon später.

Ich reiste nun nach Charkoff, um dort eine Bibliothek zu pachten oder zu kaufen. Auch hierher hatte ich Empfehlungen von meinen Bekannten in Moskau erhalten. Ich ging sehr vorsichtig zu Werke und besuchte die Genossen erst spät am Abend mit allen Vorsichtsmaßregeln. Als ich ihnen auseinandersetzte, warum ich hierher gekommen wäre, wurde mir geantwortet: „Sie dürfen nicht vergessen, daß Charkoff eine Universitätsstadt ist; alle Bibliotheken sind in festen Händen, Sie müßten also eine neue gründen. Warum wollen Sie aber nicht eine Druckerei errichten? Das wäre ein vorzüglicher Plan, und wir könnten nebenbei auch Geheimschriften dort drucken.“

Ich bewies ihnen aber, wie schwer es sein würde, die Konzession für eine Druckerei zu erhalten, denn ich wußte ja gar nicht, was Michailoff für ein Zeugnis hatte. Es würden Nachforschungen angestellt werden, man würde von mir eine Reihe Papiere, Nachweise und dergleichen verlangen, und man könnte entdecken, daß ich gar nicht Michailoff sei. Bei einer Bibliothek dagegen sei es viel leichter.

Die Leute sahen meine Bedenken ein und versprachen, sich nach etwas anderem umzusehen.

Eines Abends ging ich, um mich etwas zu zerstreuen, in ein Vergnügungsetablisement. In meiner Loge saß ein Herr von ungefähr vierzig Jahren mit schwarzem Haar, den ich für einen Armenier oder Juden hielt. Er war sehr elegant angezogen und von guten Manieren. Man sah, daß er gewöhnt war, viel Geld auszugeben, und sich schon lange in guter Gesellschaft bewegt hatte. Ganz zufällig kamen wir ins Gespräch, fanden aneinander Gefallen und nahmen dann auch das Abendbrot zusammen ein, aber ohne uns vorzustellen. Auch das zeigte mir, daß der Mann an gute Gesellschaft gewöhnt war und sich scheute, jedem zufälligen Bekannten seinen Namen zu nennen.

Das Vergnügungsetablisement lag außerhalb der Stadt, und wir fuhren in derselben Droschke zurück. Als ich meine Adresse nannte, sagte mein Begleiter:

„Das ist vortrefflich! Sie wohnen ja in demselben Hotel, wie ich. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Oberinspektor der Versicherungsgesellschaft „Gegenseitigkeit“ Salomonson, cand. jur.“

Ich nannte meinen und wieder nicht meinen Namen ebenfalls.

Im Hotel angekommen, beschloßen wir, noch eine Flasche Wein zusammen zu trinken, setzten uns in den kleinen Wintergarten und plauderten über allerlei. Ich erfuhr nun, daß mein neuer Bekannter Jude war. Wie bekannt, dürfen Juden in Rußland nicht Rechtsanwälte sein, ausgenommen die, welche es schon vor dreißig Jahren, als diese Bestimmung noch nicht existierte, geworden waren. Er konnte oder wollte aber nicht ewig Gehülfe eines Rechtsanwalts bleiben und hielt es für das Beste, eine gut bezahlte Stellung bei einer Versicherungsgesellschaft anzunehmen. Ferner hörte ich, daß er hier nur auf der Durchreise wäre. Er lebte sonst ständig in Odessa und mußte nur drei- bis viermal jährlich große Revisionsreisen unternehmen. Ich berichtete ihm kurz über mein Leben, d. h. über das Leben Michailoffs; so wie ich es mir zurechtgelegt hatte, und bemerkte, daß ich hier in Charkoff eine passende Beschäftigung suchte, bei der ich noch freie Zeit genug behielte, um mich weiter zu bilden.

„Ich hoffe, Sie halten es nicht für anmaßend, wenn ich Ihnen einen Rat gebe,“ sagte er, „Sie sind ein intelligenter, gebildeter Mensch. Warum wollen Sie nicht in eine Versicherungsgesellschaft eintreten? Ich meine selbstverständlich nicht meine eigene. Sie könnten dort sehr rasch vorwärts kommen, würden dann eine gut dotierte Stellung erhalten und hätten sehr viel freie Zeit.“

„Das glaube ich kaum,“ antwortete ich, „denn in einem Bureau muß man doch seine acht Stunden absitzen, und nach einer stumpfsinnigen Arbeit ist der Kopf so müde, daß man froh ist, wenn man noch Luft und Kraft zu einem leichten Roman oder zum Theaterbesuch hat. Das würde für mich nicht geeignet sein.“

„Ich meinte auch nicht, daß Sie in ein Bureau eintreten sollen! Nein. Uebernehmen Sie eine Agentur.“

„Nun, die Agenturen kann man aber doch nicht wie ein Butterbrot erhalten.“

„Das ließe sich schon machen! Wir wollen morgen mal beim Frühstück eingehender darüber sprechen. Ueberlegen Sie sich doch einstweilen.“

Ich erschien am nächsten Morgen pünktlich, und nach langem Hin- und Herreden wurde ich von ihm überzeugt, daß es das vernünftigste wäre, wenn ich im Gouvernement Kursk eine Agentur für einen Bezirk übernehme. Ich müßte dann entweder in einer kleinen Kreisstadt leben oder in einem Fabrikdorf. Dieser Plan gefiel mir so gut, daß ich schon am nächsten Tage mit dem Oberinspektor abreiste.

Der Agent, dessen Stelle ich einnehmen sollte, war Inspektor geworden. Er lebte unweit des großen Fabrikortes Petrowka in einem kleinen Landhause, und als wir die Gelegenheit zu dritt besprochen hatten, sagte er:

„Ich halte es für besser, daß Sie meine Wohnung beibehalten. Die Bauern und die Fabrikarbeiter, die ihre Fähigkeiten und ihr Leben bei mir versichern, haben sich schon seit Jahren daran gewöhnt, hierher zu kommen. Und wissen Sie: ein altes, warmes Nest ist besser, als ein neues. Die Eisenbahnverbindung ist gut; Sie haben ja nur ein paar Kilometer bis zur nächsten Station und können in einer Stunde in der Gouvernementsstadt sein. Wie Sie sehen, habe ich hier auch elektrisches Licht. Es ist zwar nur ein einfaches Bauernhaus, aber mit sehr viel Bequemlichkeiten. Und da Sie noch unverheiratet sind, werden Ihnen die Räume wohl genügen.“

Nun war ich Agent der Versicherungsgesellschaft „Gegenseitigkeit“ geworden und hatte alles, was mein Vorgänger besaß, übernommen. Ich brauchte mir keine eigenen Pferde halten, denn ich bekam sie stets, wenn ich sie brauchte, von einer großen Mühle in der Nähe. Im Hause war ein Telephon — eine Seltenheit auf dem Lande — und elektrisches Licht. Die Wohnung bestand aus vier geräumigen Zimmern



mit einfachen Möbeln und zwei kleineren, leeren Kammern, die als Lagerraum dienten.

Ich erhielt zuerst einen Gehülfen, der mich in die Sache einführte und mir die Kalkulationen beibrachte, und es vergingen zwei bis drei Wochen, bis ich alles soweit beherrschte, daß ich das Geschäft selbständig weiterführen konnte.

Eine Position hatte ich nun — was weiter? In welcher Weise konnte ich jetzt der revolutionären Bewegung weiter dienen?

(Fortsetzung folgt.)

## Was man aus Kochsalz macht.

Wenn man von Kochsalz spricht, so denkt jeder Mensch zuerst an ungesalzene oder übergesalzene Speisen. Und nicht allgemein dürfte es bekannt sein, daß das Kochsalz nur zum geringsten Teile als Speisesalz verwendet wird, während seine Verwendung in der chemischen Industrie eine ganz ungeheure ist. Ja man kann sagen, ohne die riesigen Fundstätten für Kochsalz bei Stassfurt hätte die chemische Industrie in Deutschland niemals zu so hoher Blüte gelangen können, ja man kann sogar ohne Uebertreibung behaupten, ohne Kochsalz ist unsere heutige chemische Industrie gar nicht denkbar. Das Kochsalz oder Steinsalz bildet nämlich das Ausgangsmaterial für die wichtigsten Rohprodukte, deren man in der chemischen Technik bedarf. Steinsalz besteht im wesentlichen aus Chloratrium oder salzsaures Natron, das man sich selbst herstellen kann, wenn man Salzsäure und eine Lösung von Soda zusammengießt. (Wer zum Experimentieren neigt, der gebe acht, da beim Zusammengießen hartes Schäumen infolge des Entweichens von Kohlensäure eintritt.) Hat man die Verhältnisse richtig getroffen, so erhält man beim Verdunsten der Lösung richtiges Kochsalz. Bringt man nun das Kochsalz mit Schwefelsäure zusammen, so entweicht sich Salzsäure, die entweicht, während ein neuer Körper zurückbleibt, der nun an Stelle der Salzsäure Schwefelsäure enthält und schwefelsaures Natron genannt wird. Dieser Prozeß wird in größtem Maßstabe in den chemischen Fabriken ausgeübt. Das schwefelsaure Natron wird so roh, wie es gewonnen wird, in großen Mengen von den Glasfabriken verbraucht. Geringer, d. h. in Wasser aufgelöst und kristallisiert, ist es das von Glauber im Jahre 1658 entdeckte Salz, das Sal mirabile Glauberi (das wunderbare Salz des Glauber), welches heute noch Glaubersalz genannt wird und wegen seiner abführenden Wirkung schon seit Jahrhunderten allgemein bekannt ist. Man schrieb ihm noch weitere heilkräftige Eigenschaften zu, weshalb es auch seinen ehrenden Namen „Mirabile“ erhielt.

Der größte Teil des schwefelsauren Natrons aber muß sich von dem Chemiker eine weitere Umwandlung gefallen lassen. Es wird mit Kohle und Kreide geglüht und so in die sogenannte Rohsoda, deren Hauptbestandteil die Soda ist, umgewandelt. Reine Soda gewinnt man durch Auslaugen, d. h. durch Behandeln der Rohsoda mit Wasser, Trennen von den unlöslichen Bestandteilen und Eindampfen der so hergestellten Lösungen.

Die Verwendung von Soda im Haushalt hat seinen Grund darin, daß Soda, die ja kohlensaures Natron ist, die Fähigkeit hat, Fett zu lösen und dieser Eigenschaft wegen zum Spülen von Eßgeräten benutzt wird. Auch beim Waschen von Wäsche wird sie dieser Eigenschaft wegen der Seifenbrühe zugesetzt, um die fettlösende Wirkung der Seife zu erhöhen. Früher benutzten die Seifenfieber allgemein auch Soda für die Herstellung der Seifen. Allerdings mußten sie die Soda durch Behandeln mit gelöchtem Kalk in „ähende Soda“, sogenanntes Aeknatron überführen, mit dem nun die Fette oder Öle gelocht werden. Heute wird fast allgemein von den Sodafabriken selbst das Aeknatron hergestellt und an die Seifenfieber verkauft. Auch unzählige andere Verwendungsarten hat noch das Aeknatron und die Soda, ersteres besonders in der Farbenindustrie. Es sei übrigens erwähnt, daß man gelernt hat, aus Kochsalz direkt Soda herzustellen, daß man also den Umweg über das schwefelsaure Natron nicht mehr zu machen braucht und daß der größte Teil der Soda heute schon auf diesem einfacheren Weg gewonnen wird. Ja man stellt sogar das Aeknatron heute in immer wachsender Menge aus Kochsalz direkt her, indem man durch Lösungen von Kochsalz in gewisser Weise den elektrischen Strom schickt. Man sieht hier an diesem ganz einfachen Fall der Herstellung von Soda und Aeknatron, in wie rastloser Weise an der Vereinfachung von Verfahren gearbeitet wird und wie ältere Verfahren nutzlos und ohne Erbarmen durch jüngere und bessere verdrängt werden. So wurden nach dem älteren Verfahren im Jahre 1884 545 Millionen Kilogramm Soda in der ganzen Welt produziert, im Jahre 1894 dagegen nur noch 456 Millionen Kilogramm, während die Menge der nach dem neueren einfachen Verfahren hergestellten Soda in der gleichen Zeit von 183 Millionen auf 776 Millionen Kilogramm stieg. Die Gesamtproduktion stieg also innerhalb zehn Jahren von 708 Millionen Kilogramm auf 1232 Millionen Kilogramm im Gesamtwerte von circa 111 Millionen Mark. Und während vor nicht allzulanger Zeit sämtliches Aeknatron aus Soda gewonnen wurde, hat die elektrolytische Gewinnung von Aeknatron aus Kochsalz so gewaltige Fortschritte gemacht, daß von einer einzigen Fabrik Mitteldeutschlands täglich circa 15 000 Kilogramm Aeknatron elektrolytisch hergestellt werden.

Das jüngste und zweifellos interessanteste Kind des Kochsalzes ist aber das Natrium. Wie aus dem Eisenvitriol oder schwefelsaurem Eisen durch chemische Behandlung das Metall Eisen sich gewinnen läßt, so kann man in ähnlicher, allerdings schwierigerer Weise, aus dem Kochsalz, das ja, wie wir schon gesehen haben, salzsaures Natron ist, das Metall Natrium gewinnen. Vom Eisen unterscheidet sich allerdings das Natrium sehr wesentlich vor allem dadurch, daß es leichter als Wasser ist, sich mit einem Messer leicht zerschneiden läßt und schon bei einer Temperatur schmilzt, bei der Wasser noch nicht kocht, also unter 100 Grad Celsius, während der Schmelzpunkt des Eisens erst bei 1200—1400 Grad Celsius liegt. Ferner hat das Natrium eine heftige Verwandtschaft zum Wasser. Wirft man ein Stückchen Natrium in eine Schüssel, die mit Wasser gefüllt ist, so faßt das Stückchen Natrium mit großer Lebhaftigkeit auf der Oberfläche des Wassers hin und her, während sich ein Gas — Wasserstoff — entwickelt, um dann plötzlich mit einem Knall zu verschwinden. Benetzt man nun die Finger mit dem Wasser, so werden sie schlüpfrig, wie von Seifenlauge. Aus dem Natrium hat sich nämlich durch Zerlegung des Wassers Aeknatron gebildet. Auf dem umgekehrten Wege ist es nun auch gelungen, aus dem Aeknatron Natrium herzustellen. Es ist hierbei von ganz besonderem Interesse, daß das Natrium heute in sehr großem Maßstabe auf demselben Wege hergestellt wird, auf welchem dem berühmten englischen Chemiker Sir Humphry Davy im Jahre 1807 die Entdeckung des Natriums glückte. Als Davy einen starken galvanischen (elektrischen) Strom auf geschmolzenes Aeknatron einwirken ließ, erhielt er Natrium. Dieser Weg war für eine fabrikmäßige Herstellung damals noch nicht gangbar. Man versuchte vielmehr durch Glühen von Soda oder Aeknatron mit Kohle oder Eisen Natrium herzustellen; und für den damals noch recht geringen Bedarf an Natrium genügte auch diese Herstellungsweise. Erst vor etwa zehn Jahren, als die moderne Elektrotechnik elektrische Ströme in beliebiger Menge und Stärke herzustellen gelehrt hatte, gelang es wiederum einem Engländer, Hamilton Young Castner, das alte Davysche Verfahren so auszuarbeiten, daß man im Großbetriebe Natrium herstellen konnte. Heute arbeiten in Deutschland, Frankreich, England und Amerika Fabriken nach dem Castnerschen Verfahren. Zur Erzeugung der für die Gewinnung des Natriums nötigen elektrischen Energie werden in Deutschland das Gefälle des Rheines beim badischen Rheinfelden, in Frankreich die Rhönfälle und in Amerika die Niagarafälle nutzbar gemacht. Insgesamt dürften heute etwa 15 000 Kilogramm Natrium im Werte von 40 000 M. täglich fabriziert werden.

Das Natrium hat weiter die verschiedensten Anwendungen gefunden. In der chemischen Wissenschaft war es schon längst zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden. Und die chemische Technik bemächtigt sich seiner auch in dem Moment, wo es durch das Castnersche Verfahren in den nötigen Mengen und zu einem Preise herstellbar wurde, der seine Verwendung wirtschaftlich vorteilhaft erscheinen ließ. Auch hier war es Hamilton Young Castner, der den ersten Weg zur Verwendung von Natrium wies. Er arbeitete ein Verfahren aus, nach welchem aus Natrium, Salmiakgeist und Kohle das dem allgemein bekannten und gefürchteten Cyanalkalium ganz ähnliche Cyanatron gewonnen werden konnte. Und heute werden in allen Natrium produzierenden Ländern nach dem Castnerschen Verfahren viele Tausende von Kilogramm Cyanatron täglich hergestellt. Die Hauptverwendungsart des Cyanatrons oder Cyanalkalis ist nun keineswegs die allgemeiner bekannte. Gemeinhin wird Cyanalkali als Typus eines giftigen Körpers hingestellt; ferner ist seine Verwendung zur galvanischen Verwendung bekannt. Daß aber ein sehr großer Teil das in den Goldminen ausgebrachten Goldes mit Cyanalkali gewonnen wird, dürfte weniger bekannt sein. Cyanalkali und natürlich auch Cyanatron haben unter bestimmten Bedingungen die Fähigkeit, Gold aufzulösen. Um diese Eigenschaften für die Goldminen nutzbar zu machen, wird das goldführende Gestein mit Backsteinpulver fein verpulvert und dann mit Cyanallauge ausgelaugt. Aus den Laugen löst sich dann das Gold leicht wieder niederzuschlagen. So wurden in Transvaal im Monat August 1906 im ganzen 15 834 Kilogramm Gold im Werte von 44 118 693 M. gewonnen, von denen 5820 Kilogramm im Werte von 15 859 264 M. mit Cyanalkali ausgelaugt wurden. Deutschland allein exportierte im Jahre 1905 insgesamt 4 Millionen Kilogramm Cyanalkali im Werte von 5,2 Millionen Mark, von denen sicher die Hälfte mittels Natrium hergestellt, also Cyanatron war.

Auch der Indigo, der König aller Farbstoffe, bedarf zu seiner Gewinnung des Natriums. Es ist ja bekannt, daß der natürliche Indigo, der in Indien vor allem aus der Indigopflanze gewonnen wird, einen übermächtigen Konkurrenten in dem künstlichen Indigo erhalten hat. Natürlicher und künstlicher Indigo sind selbstverständlich ganz die gleichen Körper; der künstliche hat nur den Vorzug größerer Reinheit. Als indigofabrizierendes Land kommt nur Deutschland in Betracht. Während noch vor 10 Jahren aller Indigo aus Indien kam, werden heute mindestens zwei Drittel des Indigo schon in Deutschland fabriziert. Es mögen etwa 3 1/2 Millionen Kilogramm sein, die jährlich ihren Weg aus den deutschen Fabriken zu den Färbereien aller Länder nehmen. Der Indigoanbau in Indien ist natürlich sehr zum Verdruß der Engländer zurückgegangen, die den Deutschen diese „damned german invention“, diese verdamnte deutsche Erfindung, nicht verzeihen können. Während im Jahre 1904/1905 noch für 884 000 M. Indigo über Bombay exportiert wurde, war der Exportwert für 1905/1906 auf 476 000 M. gesunken, während der Wert des in Deutschland produzierten Indigos sich auf etwa 25 Millionen Mark beläuft. Ja selbst nach Indien wird



schon künstlicher Indigo eingeführt. Ueber die Hälfte dieses Indigos nun wird mit Hilfe von Natrium gewonnen, indem man auf einen Körper, der im wesentlichen aus Anilin und Essigsäure besteht, Natrium in gewisser Weise einwirken läßt. Damit ist der Indigo auch zu einem Teerfarbstoff geworden, da Anilin aus dem in Teer enthaltenen Benzol gewonnen wird.

Eine Nachricht über die neueste Verwendungsart des Natriums ist vor kurzem aus New York gekommen. Man will Natrium als Leiter für den elektrischen Strom verwenden. Bisher wurden bekanntlich fast ausschließlich Kupferdrähte gebraucht. Natürlich kann man keine freien Natriumdrähte verwenden, da ja Natrium, wie wir gesehen haben, sich mit Wasser verbindet und auch viel zu weich ist. Aber man hat sich dadurch geholfen, daß man Natrium in dünne eiserne Röhre gießt. Vor Kupfer hat Natrium zwei große Vorteile voraus, den der besseren Leitfähigkeit und den der größeren Wohlfeilheit, da Natrium mehr wie neunmal so leicht als Kupfer ist, also 1 Kilogramm Natrium einen neunmal so großen Raum einnimmt wie 1 Kilogramm Kupfer. Man kann somit aus einem Kilogramm Natrium einen neunmal so langen Draht herstellen, wie aus einem Kilogramm Kupfer, vorausgesetzt, daß die beiden Drähte gleich dick sind. Diesen Vorteilen stehen natürlich große technische Schwierigkeiten entgegen, die vor allem darin liegen, daß Natrium vor jeder Spur Feuchtigkeit geschützt werden muß, da es sich sonst zerseht. Man kann mit Spannung der Lösung dieser Aufgabe entgegen sehen.

Dieser kurze Ueberblick hat gezeigt, wie aus einem unscheinbaren und gewissermaßen wertlosen Ausgangsmaterial, dem Kochsalz, sich ganz riesige Industrien entwickelt haben. Wie nicht nur das Gold, das man besitzt oder zu besitzen wünscht, oder die blaue Farbe des Stoffes, den man am Körper trägt, ihre Gewinnung dem Kochsalz verdanken, sondern wie in der Zukunft vielleicht der elektrische Strom, der uns Telegramme und Gespräche übermittelt oder gewaltige Energiemengen zuführt, sich des Natriums als Leiter bedient.

Dr. O. L.

## Kleines feuilleton.

**Torpedos, Granaten, Kartuschen.** Die furchtbare Explosion an Bord des Panzerschiffes „Jena“ im Hafen von Toulon erinnert von neuem daran, welche ungeheuren Vorräte von Explosivstoffen in den Pulverkammern der modernen Kriegsschiffe aufgespeichert sind. Am bedeutendsten und daher auch am gefährlichsten ist diese Explosivkraft natürlich bei den Torpedos, die in ihren sogenannten „Geschloßlöchern“ mehrere Zentner komprimierter Schießwolle bergen. Mander Kommandant ist froh, wenn er bei Beginn einer Seeschlacht sich dieser Torpedos sobald wie möglich entledigen kann. Beim Auftreffen auf ein Schiff entzündet sich der Torpedo mittels der an seiner Spitze eingeschraubten „Pistole“, deren Konstruktion ein Geheimnis ist. Um den eigenen Schiffen nicht gefährlich zu werden, ist die Einrichtung getroffen, daß er nach Ablauf einer bestimmten Distanz (3—400 Meter) in die Tiefe sinkt. Jedes Schiff führt bis zu 15 Torpedos, d. h. etwa drei für jedes Lanzierrohr, mit sich. Eine gewaltige Explosivkraft wohnt natürlich auch den Granaten inne, die aus den großen Geschützen verfeuert werden. Das Kaliber dieser Granaten erreicht in England 45 Zentimeter, in Frankreich 30,5 Zentimeter; die Länge der Geschosse beträgt ungefähr 3 Kaliber. Immerhin ist die Explosivkraft der Granaten nicht so bedeutend wie die der Torpedos, schon aus dem Grunde nicht, weil sie ja mit viel größerer Energie abgefeuert werden als die Torpedos, bei denen hierzu fast ausschließlich Preßluft verwendet wird. Die Granaten explodieren auch erst, nachdem sie den feindlichen Panzer durchschlagen haben, um dann eine Wolke von Eisenspittern auszustreuen. Von den großen Granaten sind für jedes Geschütz etwa 100 Stück vorhanden; es ist festgestellt, daß der Geschützlauf unbrauchbar geworden ist, nachdem diese verschossen sind. Große Massen von Explosivstoffen, und zwar die verschiedensten Arten, enthalten die Kartuschen; zum Abschließen der großen Granaten werden sie zentnerweise verwendet. Die Kartuschen müssen durch eine besondere Vorrichtung entzündet werden; sie sind daher relativ am wenigsten gefährlich. Das gilt aber nur für gewöhnliche Verhältnisse; werden diese Explosivstoffe erhitzt, so steigert sich ihre Explosionsfähigkeit entsprechend. Außer den genannten Explosivstoffen führt jedes Schiff noch eine Menge „looses“ Explosivmaterial mit sich, um in der Lage zu sein, jederzeit Sprengungen, auch in bedeutendstem Umfange, vorzunehmen zu können. —

### Literarisches.

Upton Sinclair verteidigt sein Werk „Der Sumpf“ gegen die Zweifelsucht vieler Leser, „ob das auch wahr sei“, in einem offenen Briefe. (Abgedruckt in der Broschüre: „Ist „Der Sumpf“ wahr?“, die in deutscher Ausgabe in Adols Sponholz Verlag in Hannover erschienen ist.) Er behauptet darin, der Roman sei „ein genaues und wahrheitsgetreues Gemälde der Zustände, wie sie in Padington, Chicago, vorhanden sind. . . . „Der Sumpf“ ist wahr, nicht nur im wesentlichen, sondern im einzelnen, in den kleinsten Einzelheiten“. Erfunden sind nur Nebenachtlichkeiten, z. B. wie Jurgis in den Millionärspalast gelangt und nachher die Hundertdollarnote verliert. Ueber seine Vorstudien erzählt der Verfasser: „Ich brachte sieben Wochen in dem Schlachthausviertel zu, um mit den Leuten zu leben, sie in ihren Wohnungen, Arbeitsplätzen und Klubs zu treffen. Während dieser Zeit sprach ich mit Hunderten von

Arbeitern; ich sprach ebenso mit Angehörigen jeder anderen Berufsklasse, mit Aufsehern, Inspektoren, Ärzten, Rechtsgelehrten und Kaufleuten, mit Gastwirten und Polizisten, Geistlichen und auch mit Verbrechern.“ Was ihm mitgeteilt wurde, habe er gewissenhaft untersucht und nachgeprüft. Einige Vorfälle, die Chicagoer Zeitungen berichteten, benutzte er im Roman, z. B. die Geschichte von dem kleinen Jungen, der in einer Delfabrik zur Nacht eingeschlossen und von Ratten aufgegriffen wurde. Wo Sinclair keine bestimmte Person im Auge hatte, schilderte er doch so wahrheitsgetreu, daß Eingeweihte ganz bestimmte Personen erkennen wollten und ihn fragten, wie es nur möglich sei, daß er diese Einzelheiten so genau erfahren habe. So erging es ihm mit der Aufseherin, die ihre Untergebenen in Beziehungen zu einem öffentlichen Hause in der Stadt brachte. Von den schauerhaften Zuständen in den Schlachthäusern habe er sich selbst überzeugt, wie er versichert, und er besitze auch unanfechtbare Zeugnisse „von Personen in verantwortlichen und angesehenen Stellungen“. Nach vielen mühevollen Vorarbeiten brauchte Sinclair noch zwei Jahre, um das Werk zu schreiben.

### Theater.

**Kleines Theater. Allerseelen.** ein Spiel in drei Akten von Hermann Hehermanns. Von jener wuchtigen Konzentration der Stimmung, die der „Hoffnung auf Segen“ und „Ora et labora“, den beiden besten Dramen des holländischen Dichters, so eigenartig padende Gewalt verleiht, läßt dieses neue Werk nur wenig spüren. Dort wirkten die Bilder aus einer fernen fremden Sphäre mit dem überzeugenden Scheine des Wirklichen und wuchsen zugleich zu allgemein symbolischer Bedeutsamkeit. Hier bleibt das Ferne fern, man hat den Eindruck des nur Möglichen, dem sich nicht innere Notwendigkeit verbindet, und darum erzeugt auch die lang verweilende Ausmalung — in jenen beiden früheren Stücken ein Mittel zur Steigerung und Vertiefung des Gefühls — hier eher Ungebuld. Legt man jedoch nicht den Maßstab dessen, was Hehermanns selbst ehemals geschaffen, sondern den des durchschnittlichen Premierenniveaus an das Stück, so nimmt es sich mit seinen ersten Intentionen, seiner mancherlei psychologische Feinheiten enthaltenden Kontrastierung des frommen jungen Pfarrers und der wehlich gesinnuten, leidenschaftlichen Rita noch immerhin stattlich aus.

Eine Tat der einfachsten, selbstverständlichsten Nächstenliebe, der nicht eine Spur von freigeistiger Auflehnung gegen überkommene Glaubenssagen anhaftet, bringt — das ist die fremdartige Voraussetzung des Ganzen — den Pfarrer Ransen mit seiner katholischen Gemeinde seinem Kollegen und den Vorgesetzten in unaussprechlichen Konflikt. Er hat Rita, die vor seiner Tür stöhnend zusammenbrach, barmherzig aufgenommen, und will sie nach ihrer Niederkunft so lange in seinem Hause behalten, bis der Arzt die Abreise erlaubt. Jeder Verdacht, er selbst könne des Kindes Vater sein, ist ausgeschlossen, aber die bloße Tatsache, daß sich kein legitimer Gatte findet, genügt nach Hehermanns den Dorfbewohnern schon, um sich über die unangebrachte Gastlichkeit ihres Seelsorgers zu entrüsten. Kollege Bronk, der schwarze Widerpart des guten Pfarrers, warnt ihn, auf seinem Vorstoß zu beharren und so ein Vergernis zu geben, das dem Respekte vor der Kirche schaden müsse. Als jener fest bleibt, denunziert ihn Bronk beim Bischof, der den Widerpenstigen schließlich seines Amtes enthebt. Ransens Hoffnung, durch liebevolle Bemühung und Gebuld das Mädchen, das auch er bei aller seiner Güte als eine Schuldbeladene betrachtet, auf den Weg des Glaubens zurück zu leiten, erfüllt sich nicht. In den Stunden der Dual hat sie gebetet, aber nur wie eines gespenstigen Traumes erinnert die Geneefende sich dessen. Mit allen Fasern klammert sich ihr Herz von neuem an die schöne Erde, in jubelnder Freude gedenkt sie des Wesens, welchem sie das Leben gab. Die nach langem Zögern ausgesprochene leise Frage des Priesters, ob sie denn nichts bereue, nichts zu beichten habe, weist sie höhnerd, voll feindseligen Trokes zurück. Ihr höchstes Glücksgefühl schlägt um in tiefsten Schmerz, das Kind, das man einer Wäuerin zur Pflege übergeben, sieht hin und stirbt. Sie raft, die tröstenden Worte Ransens gleiten so machtlos wie früher seine Mahnung von ihr ab. Doch getreulich, in brüderlicher Hilfsbereitschaft hält er bei der Unglücklichen aus. Was alle seine Worte nicht vermochten, das bewirkt mit einem Schlag der Anblick des von der Seefahrt heimgekehrten Geliebten. Hoffnung und Lebensmut erwachen wieder. Und der Matrose, in seinem Proletarierempfinden gleich Rita losgelöst von jedem Glauben, ruft dem verkehrten Geistlichen ein zuversichtlich froh Lebewohl zu, er werde ein einer der ihren werden!

Die Aufführung war wohlgerundet. Paula Somary, eine noch ganz unbelannte junge Schauspielerin, bot in der Rolle der Rita eine Leistung von überraschender Naturwahrheit und äußerst farbenreicher Nuancierung. Von den anderen Mitwirkenden sei hier nur noch Lettinger als Pfarrer Ransen und Abel in der kleinen Episodenfigur des Liebdienerischen Küsters genannt. Das Schauspiel wurde mit warmem Beifall aufgenommen. — dt.

**Kammerspiele des Deutschen Theaters:** „Hedda Gabler“ von Ibsen. Die Aufführung dieses komplizierten Dramas, das uns nie alle auftauchenden Fragen beantwortet und uns stets mit manchen Zweifeln erfüllen wird, ist an sich schon ein Experiment. Im potenzierten Maße war es die Aufführung, die in den Kammerspielen mit Gertrud Esholt in der alles be-



herrschenden Hauptrolle versucht wurde. Wenn die Kammer-  
spiele an eine Reueinstudierung herangingen, wozu zunächst  
keine besondere Veranlassung vorlag, so mußte man doppelt  
gespannt sein. Vor allem, weil Frau Ehsoldts eigenartiges  
Talent sich hier in einem Lichte zeigen konnte oder — sollte. Die  
herborragende Darstellerin des Perberjen, Dämonischen und halb  
Pathologischen mußte in der Hedda Gabler in der Tat manche  
Seiten finden, die ihrem „Fach“ entsprachen. Und diese setzte sie  
in stärkste Wirklichkeit um, aber sie vergaß darüber das  
andere, das in dem Halbweib ebenso mächtig ist und nach  
vollem Ausdruck verlangt. Kagenartig, dämonisch-boshaft, eine  
kalte, höhnische, rein negierende Natur, die nur zerstören  
möchte, war diese Hedda, aber ihr fehlte die große Sehnsucht nach  
Schönheit, das Faszinierend-Weibliche, das alle Männer in den  
Bann schlägt, das imponierend-Stolze des Wesens, das sich über  
alles Gemeine und Kleine des Lebens erhaben dünkt. Durch bloßen  
Intellekt und durch noch so starken künstlerischen Willen läßt sich  
Hedda Gabler nicht erzwingen. Das Experiment versagte, ließ kalt,  
erregte nicht ein Fünkchen Sympathie, ohne die auch die stolz über-  
legene Generalstochter auf der Bühne nicht leben kann. Noch eine  
zweite Enttäuschung bot Hermann Wahrs Regie. Friedrich  
Kahler blieb uns den verlumpt genialen Eilert Löwborg schuldig.  
Wiel zu herb, zu verkniffen, ohne den inneren Dämon gestaltete er  
ihn. Die Herdentiere, die schließlich den Sieg davon tragen, weil  
sie im Leben die Aufgaben finden, denen sie gewachsen sind, kamen  
gut heraus, der Gemütsmensch Tesman, den Herr von Winter-  
stein aber doch gar zu outriert pedantisch spielte, und die Tante  
Tesmann (Emilie Kurz). Die aufopfernde zugleich über das kleine  
Ich erhebende Kraft der Liebe in Frau Elvsted zu vertörpeln, konnte  
Lucie Höflich nicht glücken.

Der äußere Rahmen des Stückes war von Eduard Munch  
entworfen. Zweifellos sehr gewählt, ja nach unserem Empfinden  
geschickt. Wir haben keinen Zweifel darüber, daß diese grellen  
Farbenakkorde (blaue Wand, schwarze Vorhänge mit roten Kreuzen)  
Hedda Gablers spöttische Kritik herausgefordert hätten. Von feinsten  
malerischer Wirkung war der Durchblick in das hintere Zimmer, der  
Ausblick in die herbstliche Landschaft und der leise verdämmernde  
Abend.

### Medizinisches.

Die operative Heilung gewisser Geistes-  
störungen. Es kommt öfters vor, daß infolge einer Kopf-  
verletzung, sei es durch einen Fall oder einen Stoß, geistige  
Störungen auftreten. Aus der Art der psychischen Ausfall- oder  
Hemmungserscheinungen kann der Arzt oft erschließen, welche  
Teile des Gehirns durch die Kopfverletzung Schaden genommen  
haben. Oeffnet man die Schädeldecke, so wird eine geschädigte ge-  
stellte Diagnose gewöhnlich bestätigt, und nicht selten gelingt es  
durch einen operativen Eingriff, den abnormen Geisteszustand des  
Kranken zu heben. Im „Lancet“ berichtet Bernhard Holländer  
von der Heilung eines 39jährigen Arztes, der infolge von zwei  
Kopfverletzungen an Niedergeschlagenheit und Wortblindheit, d. h.  
an einer Unfähigkeit, trotz normaler Augen, Schriftzeichen zu lesen,  
litt. Im Jahre 1898 hatte er von einem Pferde einen Fußtritt  
auf die rechte Seite des Kinnes erhalten und klagte seither über  
starke Kopfschmerzen und neuralgische Schmerzen. Ein Jahr später  
stürzte er von einem Rade und schlug mit der rechten Seite des  
Kopfes auf das Pflaster, ohne das äußerlich eine Verletzung wahr-  
nehmbar gewesen wäre. Folgeerscheinungen dieses Falles waren  
sehr heftiges Kopfweh, das jegliche geistige Arbeit unmöglich machte  
und eine ausgesprochene Aenderung seiner psychischen Verfassung.  
Er wurde erregbar, stark niedergeschlagen, hatte Selbstmord-  
gedanken, litt außerdem an Hartleibigkeit, anhaltender Schlaf-  
losigkeit und einer Störung der Empfindungsfähigkeit des linken  
Armes. Im Frühjahr 1905 traten Symptome von Wortblindheit  
auf, auch machte sich eine vorübergehende Lähmung der rechten  
Gesichts- und linken Körperseite bemerkbar. Die Depression und  
die Kopfschmerzen verstärkten sich und wichen keiner medizinischen  
Behandlung. In der Annahme, daß die Bestimmung des Ories  
der erkrankten Hirnteile auf Grund der psychischen Symptome  
möglichst gelingen und daß eine Operation ihm Heilung ver-  
schaffen könnte, kam er nach London. Im Oktober 1905 wurde die  
Operation vorgenommen. Als die Haare abrasiert worden waren,  
wurde hinter dem rechten Ohr eine zwei Zoll lange Narbe sichtbar.  
Nun wurde die Haut von der Ohrspitze bis zum Hinterhauptshöcker  
abgehoben, was nicht leicht gelang, da das Gewebe der vernarbten  
Stelle den Knochen fest anlag. Dann wurde der Schädel geöffnet.  
Es erwies sich, daß der Knochen über der Scheitellwindung des Ge-  
hirns verdickt und verhärtet war, während die normaler Weise  
zwischen den Schädelplatten vorhandene schwammige Masse fast  
ganz verschwunden war. Die harte Hirnhaut lag dem Knochen  
fest an. Als der Knochen entfernt wurde, drang sie aus der  
Öffnung hervor, wies aber keine Pulsation auf, obgleich der Puls  
des Patienten kräftig war. Als sie kreuzweise ange schnitten wurde,  
floß eine klare Flüssigkeit aus. Das Gehirn selbst war aber un-  
beschädigt. Nun wurde die harte Hirnhaut wieder zusammen-  
genäht und die Knochenhaut darüber gebreitet, während die Knochen  
selbst nicht an ihre Stelle gelegt wurden. Ein Ableitungsröhrchen  
wurde drei Wochen lang in der Wunde belassen. Während dieser  
Zeit litt der Kranke immer noch an Depression und Neuralgie.

Als aber die Wunde sich schloß, verschwanden sämtliche Krank-  
heits Symptome. Mitte November war die Wunde völlig geheilt.  
Im Februar fühlte sich der Patient durchaus wohl und konnte in  
jeder Beziehung als normaler Mensch betrachtet werden. —

### Humoristisches.

#### Das neue Programm.

Schutz dem Handwerk! Schutz der Börse!  
Schutz den Bauern hier im Lande!  
Schutz den braven Bergarbeitern!  
Schutz dem breiten Mittelstande!

In dem helfenden Gewimmel  
Sind wir längst schon die Gemwigten,  
Und wir beten bloß zum Himmel:  
Gott beschütze die Geschützten!

— Telegramm. Gofbericht: Der Hund von Baslerbille  
wurde à la suite des Korps der Kriegshunde gestellt.

— Verfassung. Wie man vernimmt, sollen künftig die  
Wahlübergriffe des Flottenvereins im Reime erstickt werden.

— Auf der Höhe der Zeit. „Liebe Frau Müller, ich  
würde so gerne abends einmal in das Konzert oder in das Theater  
gehen, doch mit Rücksicht auf mein Baby ist mir dies gar nicht  
möglich.“

„Aber, Verehrteste, da gibt es doch jetzt ein so einfaches Mittel,  
um ohne Sorge um das Kind das Hoch verlassen zu können, ich  
lasse das meinige dann einfach chloroformieren.“  
(„Luftige Blätter“.)

### Notizen.

— Das Kleine Theater bereitet zwei satirische Grotesken  
vor: Christian Dietrich Grabbes Lustspiel „Scherz,  
Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ und Artur  
Schmieders Marionettenpiel „Zum großen Wurfel“,  
die als Glossen auf zwei durch ein Jahrhundert getrennte Perioden  
der deutschen Literatur in einem organischen Zusammenhange er-  
scheinen sollen.

— Das Lessing-Theater wird im April ein Gastspiel  
in der Amsterdamer Schauburg absolvieren.

— Das kleinste Vögelchen Europas ist das Gold-  
hähnchen. Eines von ihnen wiegt knapp 4 Gramm, also gehen etwa  
250 auf das Kilogramm und erst etwa 18750 Stück haben das  
Gewicht eines ausgewachsenen Straußen. Selbst ein Zaunkönig ist  
nach Reumanns Wägungen durchschnittlich um das Gewicht von  
110 Gerstenkörnern schwerer als ein Goldhähnchen.

— Shaws „Mrs. Warrens Gewerbe“ ist in Amerika  
nun doch gegeben worden; am letzten Sonnabend ging das Stück  
im New Yorker Manhattan-Theater in Szene. Die Aufführung ist  
im vergangenen Jahre von den amerikanischen Behörden verboten  
worden, und die Schauspieler, die darin auftreten wollten, wurden  
einfach arretiert. Nun haben die amerikanischen Sittlichkeitswächter  
sich anscheinend beruhigt, und so ist die Premiere ohne jedwede Auf-  
regung vor sich gegangen.

— Eine gescheiterte Expedition. Dem englischen  
Dampfer „Lurafina“ ist es gelungen, elf Leute von der Verungung  
der „Cathrine“, des norwegischen Eisbloparschiffes, von einer  
einsamen Insel, auf die sie verschlagen waren, zu retten; die  
Geretteten sind jetzt, wie aus Melbourne gemeldet wird, in Hobart  
an Tasmanien eingetroffen. Die „Cathrine“ war an einer der  
Crozetsinseln, gegen 1000 englische Meilen nördlich der Kerguelen,  
gescheitert. Die überlebenden Entdecker wurden übrigens in guter  
Verfassung aufgefunden; ihr Gesundheitszustand war ausgezeichnet;  
von Pinguinen, Seehunden und Albatrosen hatten sie sich ernährt  
und von den Beständen des Nahrungsmitteldepots, das vor 27 Jahren  
auf jenem Eiland einmal errichtet worden ist. Bei der Ankunft in  
Hobart nahm sich der norwegische Konsul sofort der Schiffbrüchigen  
an und versah sie mit Kleidern. Unter den Geretteten befindet sich  
auch der Leiter der Expedition, der Naturforscher Vull. Er erzählt,  
das Eiland, auf das sie verschlagen worden waren, wäre in natur-  
wissenschaftlicher Hinsicht außerordentlich interessant. Er fing gegen  
60 Albatrosse, an deren Weinen er versiegelte Nachrichten befestigte,  
in denen er um Hilfe bat. Dann ließ er die Vögel wieder fliegen,  
in der Hoffnung, daß ein Zufall diese Botschaften zu Menschen ge-  
langen lassen würde.

— Eine Erfindung zur Verhinderung von  
Garderobediebstählen. Ein dänischer Mechaniker, Jensen-  
Oberggaard, hat sich, wie die dänische Presse meldet, einen Apparat  
patentieren lassen, der den Paletotmardern das Handwerk legen soll.  
Eine Reihe Kleiderhaken, die mit dem Apparat versehen ist, hat  
außerlich nichts Auffallendes an sich, jedoch ist über jedem Haken  
ein Nummernschild angebracht, das der Eigentümer der Garderoben-  
stühle, wenn er sie aufhängt, abnimmt und aufbewahrt. Will man  
die Garderobestühle wieder vom Haken herunternehmen so muß  
man erst das richtige Nummernschild an seinen Platz stecken. Ge-  
schieht das nicht, so ertönt eine elektrische Alarmglocke, die sofort  
kündigt, daß ein Unberufener sich die Sachen aneignen will.